

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 64 (1923)

Artikel: Lue det ä Haarnadläfrai!
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1008009>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

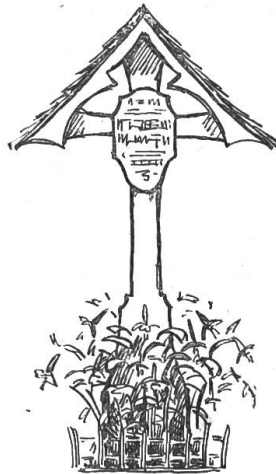
das hl. Labfal für die große Reise bringen kann. Der Kranke fühlt es: heute bleibt der lb. Heiland nicht da... er nimmt ihn mit.. gleich jetzt... Das dürftige Armenhäuslerstübchen weitet sich zur unabsehbaren Halle. Kopf an Kopf und Flügel an Flügel wogen Engel heran, groß und klein, einer schöner als der andere... Und da... ganz nahe... die Gestalt im strahlenden Glorienkleid der Martyrer... ist das nicht die Bodennattfrau, umgaukelt vom lieblichsten winzigen Engesein... Aus einem dunkeln Winkel hervor wirbeln andere Wesen, dunkle, häßliche... sie rücken frech heran... „Weißt noch... am Waldrand droben... deine Verzweiflung, ... deine Gotteslästerung... deine Selbstmordgedanken... hu-hu!“... Der Sterbende stöhnt angstvoll auf... Da fährt wie ein Donnerkeil ein Himmlischer in prächtigem Wehrkleid... wahrhaftig der Schmiededi... in das Höllengeschmeiß... Thades Seele zieht im Frieden. —

6. Ein Grab in Ehren.

Boden und Berg auf und ab ging die Kunde: „Dr Ehrugel isch gestorbä!“ — „Nicht der Ehrugel, sondern ein ganz aufrechter Heiliger“, behauptet der Herr Kaplan. Das Wort ging von Mund zu Mund, und die Leute nickten sich verständnisvoll zu: „Jäjä, ... hanis nid eister gseid!“ — Der Schiltäsebi schreinerte an Thades unförmigem Sarg. — Glänzend-schwarz muß er sein und den

schönsten Trauerzierat hat er ausgelesen, der Bodennättler... für alle vier Seiten! Der Deckel muß aparti hübsch geschmückt sein... Er bezahlt's!... Jaja, der Ratsherr ist ein anderer geworden, seitdem er seine Frau unter den Boden gebracht hat! —

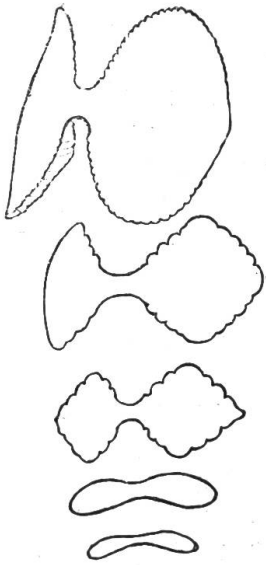
Auf dem Gottesacker oben im Armenhausviertel wettet der Totengräber. Sein Zorn gilt dem Nußbaum hart an der Friedhofsmauer... Donnerwetter! — Alle Wurzeln streckt er herüber... gerade da, wo er dem Ehrugel das Grab schaufeln soll... Es ist einfach nicht zum Vorwärtstommen... Alle Wetter... „Bst! Sebi! Nicht fluchen... denk, so nahe beim Gotteshaus!“ Der Kaplan schaut sinnend in das Wurzelgewirr und auf den schwitzenden Mann. „Da unten in der ersten Reihe... ja man könnte wieder dort anfangen auszugraben... aber“... Ich weiß nicht recht, wie es kam, aber Thade erhielt ein blumengeschmücktes Grab am Hauptweg, mitten unter den Dorfgenossen und behäbigen Bauern. Leidvoll gab es, wie man es seit dem Begräbnis der Bodennättlerin nie mehr gesehen hatte. — Auf Ostern ward ihm eine Platte gelegt, und hinter dieser erhob sich ein hübsches Grabkreuz. Da stand in goldenen Buchstaben der ehrliche Name eines Menschen darauf, der nach des Lebens Last und Leid den Frieden gefunden hatte. M.



Lue det ä Haarnadläfrai!

Du weißt doch, wo in Stans das „historische Museum“ ist? — Gelt dort an der Landstraße gegen Stansstad! Bist auch schon hineingegangen, denk wohl nicht? Was sagst? Im „Adler“ feiest schon gewesen und im „Stanserhof“ auch. Jä so! Aber das nächste Mal bringsts auch einmal ins Museum hinein. Mußt nicht denken, das sei nur für die Fremden und deine Baken seien nur

für Most und Bier. Jetzt eben dort im Museum findest du allerhand Sachen aus früheren Zeiten, und zwar nicht aus andern Kantonen, sondern was unsere eigenen Aktiväter gekünstelt und gebraucht haben. Ihre Stobellen und Spinnrädli, was für Ordonnanzgewehre und was für Militärgewand sie hatten, alte Bildertafeln, von Landsleuten gemalt, das alles und noch



viel mehr dazu kannst anschauen und darfst daran machen solange als du willst. Dort im ersten Abteil ist ein Tisch mit Silberfachen. Da siehst du nebst anderem ein silberdrähtiges Bättli. Ein braver Soldat hat es im Ueberfallkrieg bei sich gehabt; es war noch ein Obbürger. Und als er von der feindlichen Kugel getroffen am Boden lag, da hat er noch Ruck um Ruck den Rosenkranz aus der Tasche herausge-

klaubt, ihn um die Finger gewunden und ist damit gestorben. Ein ehrwürdiges Himelsschlüsselein, meinst nicht auch?

Auf dem gleichen Glastisch siehst du auch alte Haarnadeln und Pfeile, wie sie unsere Mütter selig früher getragen haben. Das sind aber munzige Haarnadeln!, würdest du sagen. Mit solchen würden unsere Bauersfrauen heute nicht mehr viel Wesigs machen.

Aber schau jetzt diese mittelgroßen an. Sind diese mittleren Haarnadeln und leichteren Pfeile nicht praktischer und schöner gewesen als jene, die man heute sieht. Ja es kommt mir vor: an dem großen und schweren Haarschmuck haben sich die Bauernfrauen „übertreit“, sie haben zu schwer bekommen, und darum wird jetzt mit der ganzen Tracht abgefahren.

Im letzten Punkt ist es bald ausverzählt: die Haartracht der Nidwaldnerinnen geht ab; „Bauernfrauen“ und „Weißzüpfenmeitschi“ sieht man bald keine mehr. Ich will dir nun an ein paar Beispielen zeigen, wie schnell es bachab geht. Zur Berechnung habe ich eine kleine Berggemeinde in Nidwalden angenommen, die lauter Bauersame und ein paar Hotels aufweist. Und zwar sind alle Hochsig gezählt, die in den letzten 30 Jahren dort vorgekommen sind, eingeheiratete und eingezogene, auch Pachtleute oder Hotel-schreiner, kurz: alle aufgetretenen Eheleute: wie viele der Frauen hatten die Tracht in

dieser Berg-
gemeinde?
1890 bis
1900: 16
Hochsig: 14
Frauen mit
Tracht; 2
ohne.

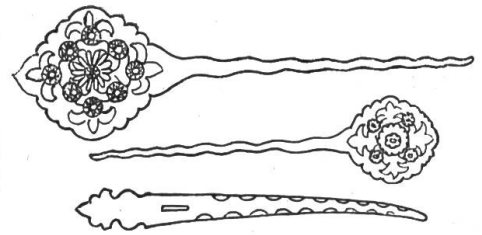
1900—1910: 21 Hochsig; davon 12 mit
Tracht, 9 ohne.

1910—1922: 26 Hochsig; davon 2 mit
Tracht, 24 ohne.

Es hat sich also in den letzten Jahren ein vollständiger Umschwung vollzogen, und unter den 26 jüngsten Frauen dieser Bauerngemeinde tragen noch 2 die Haarnadel. Das will heißen: die Trägerinnen der Tracht gehören jetzt fast sämtlich der ältern Generation an, die von Jahr zu Jahr mehr vom Schauplatz zurücktritt. Nun belehrt uns aber die Erfahrung, daß in andern Gemeinden die Tracht am selben Schwund leidet, und so können wir sicher sein: wenn es so fortgeht, werden wir in 20 Jahren sozusagen keine einzige Haarnadelfrau mehr haben im ganzen Nidwalden.

Aber die weißen Züpfen! O, mit denen ist's noch magerer bestellt, kann ich dir sagen. In besagter Gemeinde ist schon seit vielen Jahren ein einziges Weißzüpfenmeitschi. Stans zählt, die älteren miteingerechnet, kaum ein halbes Duzend, Wolfenschießen, Alzellen zwar nicht dazu gezählt, 3. Und ihr Buochser, ihr Beckenrieder, wie viele habt ihr? Bringen wir noch drei Duzend zusammen im ganzen Land. Könnte bimeich noch fehlen. Elf Regierungsräte und 30 Buirämeitschi, fappermillion wenä Buiräkanton! — Und auch gar so schnell haben sie das Züpfen verlernt: im Jahre 1895 waren in Wolfenschießen an der Aelperfilbi noch alle Aelpermeitli in der Tracht, bis auf eines; im Jahre 1919 kein einziges mehr! Auf der Photographie eines Kochkurses in Stans vom Jahre 1900 finden sich 8 Weißzüpfenmeitschi. Jetzt ist's anders: entweder müssen diese das Kochen nicht mehr lernen oder dann — gibts eben keine mehr!

Ja, das letztere trifft zu: es gibt bald keine mehr. Aber da hätte ich es doch mit



dem Peter im Berg oben. Der sagte zu mir: Und haargleich! Schade ists um die Tracht. Wenn ich einmal Meister bin, so müssen meine Meitschi, wenn sie aus der Christenlehre sind, die weißen Züpfen anlegen.

Ja gewiß, schade ists! Denn die Tracht war halt doch ein natürlicher, naturwüchsigter Haarschmuck. Sie ließ im Gesicht das noch bestehen, was unser Herrgott daran erschaffen hat: die roten Backen, die klaren Augen, die himmelwärtsgebauete Stirn. Das ward alles nicht überhängt von einem Wausch eigener (und fremder) Haare, oder von einem Weltschochen von Hut, der über alle Börter des Gesichts herabschlumpt oder von einem obenobeln Schleiervorhang, sodas man unter all dem Zeug suchen muß: ist da noch ein Menschengesicht herum oder haben sie das, wie schon die Seele, abgeschafft? Nein, nein, unsere Tracht hat nicht den Balg zur Hauptsache gemacht, sondern das Antlitz. Das Unterwaldnergesicht, frisch wie Milch und Blut bei den Jungen, gebräunt und mit den Zügen der Kraft und der Mütterlichkeit ge-

adelt bei den Frauen, es kam zur Geltung, wie es bei keiner anderen Kopfbedeckung mehr möglich ist; da sah man noch den Unterwaldnerschlag. Und warum das? Weil eben das Haar ziemlich eng gezüpfst war. Und da haben sie es früher mit kleinen Kupfernadeln geheftet, siehe Museum Stans, und später mit Silbernadeln. Aber das waren mehr Nädili, „Gufen“, sie mußten nur das Haar halten. Sie waren ursprünglich gar nicht da, um viel Schein zu machen. Später machte man sie etwas größer, aber sie stan-

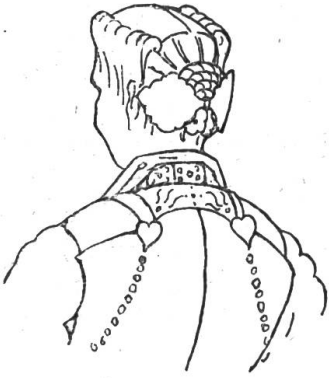
den dem Gesicht noch besser als jetzt, wo die moderne Zeit aus den Haarnadeln wahre Tafel machte und aus den Pfeilen wahre Zeigerkellen, mit denen man auf 300 Meter Distanz die Nullen aufzeigen kann besser nützte nichts. Aber so in angängiger Größe, so blitzblank, war das ein schönes Schauen. Könnten mir dann gestohlen werden, dieselben mit den Hüten, wo eines einen Biennenkorb auf dem Kopf hat, das andere ein Krähenneft, das dritte hausiert mit einem Rosenstock; da kommt eines und meint sich mit einem Mannshut, und ein weiteres trägt den Antenkübel, den es daheim nicht mehr drehen mag.



Ein stämmiger Bergler.

Ich bin aber noch nicht fertig. Warum wir die Tracht noch besonders in Ehren halten sollen, das ist, das sie das eigene geistige Erzeugnis unseres Volkes ist. Es will von einem kleinen Volke schon etwas heißen, wenn es aus sich heraus, ohne künstlerische Lehrmeister oder Modezeitung, sein eigenes Feiertagskleid zuweg bringt und durch Menschenalter hindurch im ganzen Land einhellig dazu steht. Wir rühmen ja die großen

Völker, die ihre eigene Kultur hervorbrachten; unsere Studenten werden angehalten, deren gelehrten Werke zu studieren. Aber sapperlott, wir haben auch unsere eigene Art gehabt, die sich kundtat im Bau der Häuser, in der Herausbildung der eigenen Mundart, der eigenen Fodler, auch der Tracht. Und das war Eigengut unserer Väter; das paßte zu unsern Bergen und unserm Land, das gehört auch für uns noch zu dem Ding, das wir „teure Heimat“ nennen. Und das soll nun alles zum alten



Haufen geworfen werden? Anno 1798 da haben sie in anderen Kantonen draußen auch vieles zum alten Eisen geworfen, aber das Nidwaldnervolk ist aufgestanden, hat den Tisch geklopft und gerufen: He! soweit ists bei uns noch nicht.

Wir sind noch nicht Matthä am letzten. So soll unser Volk auch heute in Bezug auf seine Eigenart nicht das Karten auf den Tisch ablegen und einfach den Matsch geben. Wir dürfen stolz sein auf unsere Tracht, sie ist unser, und darf sich messen mit dem Kleide jedes andern Landes.

Der künstlerische Geschmack, der als unsichtbarer Führer und Engel in vergangenen Zeiten unserm Volke zur Seite ging, hat es auch damals nicht verlassen, als die alte Kleidertracht abgelegt wurde. Es gab Ersatz in der kleidsamen Wintertracht, die so landwürdig und malerisch ist. Da ziehen die Bauersfrauen zur Kirche und tragen über dem schwarzen Mantel den braunen Schlufi und den Iltispelz. Wie geht dieses helle Gelb-Braun so gut zur silberglänzenden Haarnadel, zum rotbackigen Gesicht, zum schwarzen Kleid! So vornehm macht sich das, und zudem so freundlich und einfach, ich will wetten, kein Pariser Schneider, der eine neue Wintermode erfinden will, bringt diese Wirkung zustande. Aber nein, es muß nicht mehr sein. Die neue Zeit stiehlt uns auch dieses heimatlische Bild ab: schwarze Schlufi, farbige Sweater, graue Schärpen, was gibt das für verpfuschte Bauersfrauen!

Und einen andern guten Wink gab der Schutzgeist den früheren Frauen: Ihr Frauen! tragt geschlossene Kleider und darauf das Halsbätti, ihr seid zu gut für freche Blicke! Jetzt ist manches Meitli hoffärtig genug, das Halsbätti noch am Halse schimmern zu lassen, aber nicht mehr sittsam genug, sich damit zu schützen.

Jetzt geht es doch aber ins gute Tuch hinein, kommt mir da eines, ich ließe auch gar keinen guten Faden mehr an ihnen. Ich

solle doch nur das denken: so ein Huetti sei doch auch grüseli schnell aufgerichtet und könne eines es noch selber machen, so erspare es alles Geld, das es sonst dem Goldschmied anenruieren müßte. Aber das glaubst du ja selber nicht, daß du immer in einem selbstgezimmertern Hauptkleid ausgeruden würdest! Kunträr! Es könnte deinem Vater gehen wie selbem Bauersmann; der ist apparti einmal zum Schreiner gegangen und hat bei ihm zwei große Gänterli bestellt für in die Meitlilauben, daß es Platz gäbe für die vielen köstlichen Hüte der wohlgeratenen Töchter. Was hat das Schreinermannli gesagt? Kommen wolle er schon, aber er nehme dann gerade den Zimmermeister mit; zwei Gänterli tuen es nicht, es müsse ein Anbau an das Haus gemacht werden. Er schlage doch mit jeder Jahreszeit ein Schübel Hüt vor.

Aber daß es so eine Heidenarbeit gebe, das Züpfen, davon sagt er nichts, so höre ich mudern. Man findet ja an vielen Orten um kein Lieb mehr jemand, ders machen kann. Daß die Jungen es nicht mehr können, daran seid ihr selber schuld, und daß es viel Arbeit gebe, darauf hat ein Berner die rechte Antwort gewußt. Es war der Maler Welti, der im Bundeshaus das Landsgemeindebild gemalt hat. Er war gerade in Stans, um den hiesigen Volksschlag ins Aug zu fassen und stand an einem Sonntag nach dem Gottesdienst auf dem Platz und ein paar Stanserherren um ihn herum. Er sagte: warum tragen die Nidwaldnerinnen nicht

mehr die Tracht? Einer meinte, es gebe den Frauen halt zu viel Arbeit... „Zu viel Arbeit...?“ meinte der Menschenkenner; „hat es je einer Frau zu viel Arbeit gegeben, sich schön zu machen?“



Ja ja, wenn es schon Bauernfraueli gibt, die alle 14 Tage eine Stunde weit ins Dorf zur Coiffeuse laufen, um sich das Haar brennen zu lassen, so muß man dem Berner recht geben. Und wenn Eine angefangen hat, so muß es ihr die Schwägerin, oder Bäsifrau oder „Gusine“ halt nachmachen. Aber es könnte auch der Fall eintreten, disä sätti, s i e hed brennti Haar, aber umä Tisch umä stand ä Tschuppä Schnudernasä. Das eben ist gerade das verflüchtteste an der heutigen Puzsucht: ist die Tracht weggeworfen, so kennen manche (nicht alle!) gar kein Maß mehr. Die allerfeinsten auswärtigen Kleider müssen her, allen Kurgästen und Städtlern wollen sie es nachtun, die größten Ausweitungen am Hals, die titiochtesten Spitzli, die geschmeidigsten Schuhli zieren das Madämchen. Und wenn du am Sonntag die fremdartige Erscheinung nicht recht heimtun kannst und doch ins Gespräch kommst mit ihr, da wirft es dich fast den Luft aus, wenn du erfährst, das sei ja s'Kathrini oder s'Agneß aus dem Tobel heraus oder von diesem oder jenem G'rättsch herunter. —

Die Mutter ist noch eine Haarnadlefrau, der Bruder ein Hirthemlibub, es aber eine verdrehte verrückte Modepuppe mit einem entsetzlichen widerlichen süßen Getue. Jawohl, die alte Tracht wußte Maß zu halten, weil sie auf Gesetz und Regeln aufgebaut war. Haben dumme Weiber aber einmal den Boden der Vorschriften verlassen und sich die Freiheit gegeben, so können sie kein Maß mehr halten. Melk, so ein Hoffartsfuß paßt nicht zu dir! Lauf keinem solchen nach, oder höchstens, wenn du ihm einmal diesen Kalender unter die Nase reiben willst.

Einzig und allein eine Einrede gegen die Haartracht muß ich gelten lassen: sie tschuippet. Schon mehr als einmal hörte man, wenn eine Bauernfrau einem Dorfmeitschi die Tracht anprobierte zum Zeigen, dann sei es ihm schlecht geworden. Die Bauernfrauen sagen, sie seien wie in einem Schraubstock drin, haben viel Kopfweg — und schon in den fünfziger, sechziger Jahren sind die Haare ihres Hauptes gezählt, d. h. man muß sie dann nicht mehr zählen. Da sage ich nun dies: ich möchte nicht, daß wenn ich einst hinüberkomme, unser gute Gott mich bei den Haaren nimmt und sagt, das hast du verdient, hast deine Landsleute haaren lassen, was gegen das fünfte Gebot ist. Oder ich hätte ihnen die Ohren abgehauen, weil es schon mancher Bauernfrau an die Ohren ging, wenn sie zu große Haarnadel hatte. Nein, das möchte ich nicht hören!

Aber! Muß jetzt der Haarschmuck notwendig so schwer und groß sein? Wäre er leichter, so müßten doch die Züpfen weniger tragen und müßten folgedessen weniger hart geknüpft sein. Das kleine Haarnädili, das



Seenachtsfest in Luzern.

du im Museum sehen kannst, ist 5½ cm. hoch und 12 cm. lang. Jetzt trägt manche Bauernfrau eine Haarnadel von 15 cm. Höhe und 30 cm. Länge. Erst wenn du sie aneinander hältst, die kleinen, die mittleren, die großen, siehst du, was für Ungetüme, was für Kolosse das sind. Da meine ich nun: Abrüstung, Vereinfachung in dem Sinne, daß man die Tracht behält, aber in kleineren Mäßen und so, daß die Trägerinnen auf der Straße gleichwohl fröhlich sein können und in der Kirche gleichwohl beten mögen. Es gibt so viele findige Köpfe und gewandte

Hände in unserer heutigen Frauenwelt, ihnen rufe ich zu: suchet, probieret, studieret! Tut euch zusammen und prüfets aus, bis ihr jene Art der Tracht gefunden, die die gewünschten Erleichterungen bietet — aber um das eher und sicherer wieder die allgemeine, schmucke, heimatliche Tracht wird.

Sind wir dann soweit, so möchte ich noch folgende Punkte als Anregungen aufstellen:

1. Bei den Aelpergemeinden sollte als erster Paragraph angenommen werden: zur Aelperkilbi darf kein Aelpermeitschi kommen, ohne es trage die Züpfen. Die Aelperkilbi ist doch eigentlich das Fest der Bauern und Aelper; warum müssen sie jetzt da pariserisch gekleidet sein?

2. Auch Frauen im Dorfe, besonders solche, die ab dem Lande kommen, sollten die Haarnadel wieder tragen; desgleichen die Meitli die Züpfen, warum auch nicht?

3. Man könnte sogar ins Auge fassen, wieder zur ganzen Kleidtracht zurückzuführen und diese wieder (in zeitgemäß korrigierter Form) aufzubringen. Zuhinterst in unserem Tal, zu Engelberg, ist schon der Anfang dazu gemacht worden. Auch in Appenzell ist sie wieder aufgekommen, und dort haben sie ihr dadurch zu Ehren geholfen, daß die Frauen am Fronleichnam-

tag in großer Zahl mit ihr an der Prozession teilnehmen.

4. Haben wir dann aber wieder eine Tracht, so heißt es sich daran halten, denn Tracht ist nicht: Kunterbunt, nicht hundertlei, sondern einheitlich, uniform, gesetzmäßig. So hat man bei den Wenigen, die jetzt noch die weißen Züpfen tragen, ganz kuriose Zusammenstellungen erleben können: Weißzüpfenmeitli in ganz weißen Gewändern, solche mit mächtigem Seidenband und Masche auf dem Rücken, solche, die den Pfeil fürchterlich weit hinausragen lassen, auf einer Seite des Gesichtes schwebte so eine Pläre, — auf der andern nichts. Wo war da der Geschmack?

5. Ihr Burschen und Männer, haltet das gestickte Girthen und das runde niedere Huetli in Ehren, mit dem Edelweiß darauf.

6. Ich habe nun da und dort in die Aeste gesagt. Aber versteht mich wohl: ich sage nicht, daß das Kleid die allergrößte Hauptsache ist; auf die Seele kommts an, auf dein schuldloses Herz und die rührige Hand. Nebstdem aber soll auch dein Kleid dem lieben Heimatland und deiner Bauernarbeit entsprechend sein, soll geschmackvoll und sittsam sein. O liebe alte Unterwaldnersitte, entweich uns nicht!

Ein Besuch bei den Taubstummen.

Hohenrain, im fruchtbaren Seetal gelegen, beherrscht von seiner altherwürdigen Felsenburg aus ein schönes Stück des Luzerner Landgebietes. Da droben auf dem Schloß, wo einstens Maltheiser Ritter eine Niederlassung hatten und von da aus den Kranken und Pilgern Dienste leisteten, steht heute die kantonale Erziehungsanstalt für Taubstumme und Schwachsinnige des Kantons Luzern. Die Leitung dieser Anstalt führt heute im Namen des Erziehungsrates von Luzern ein geistlicher Direktor, der im Verein mit einigen Lehrern und einer Anzahl von barmherzigen Schwestern von Jungenbohl diesen armen Kindern die entsprechende Erziehung und Bildung gibt. Machen wir bei den Taubstummen von Hohenrain einen Besuch!

Um uns einen Einblick in das Leben und

Treiben der Taubstummen zu geben, führt uns der Direktor in die Schule, und zwar von Klasse zu Klasse. Wir kommen zuerst zu denjenigen taubstummen Kindern, die vor 6 Wochen neu in die Anstalt eingetreten sind. Zehn Kinder von 7 bis 8 Jahren sitzen im Halbkreis um die Schwester. Eines der Taubstummen soll uns den Gruß anbieten. Es kann jedoch noch nicht „Guten Tag“ sagen; in den 6 Wochen hat es erst 1 Wort sprechen gelernt; doch spricht es ziemlich deutlich das Wort „Tag“ aus. Welche Mühe, bis das erste Wort über die Lippen geht! Das Kind legt der Schwester die Hand auf Brust und Kehlkopf und schaut auf ihren Mund, während sie laut und deutlich das Wort „Tag“ ausspricht. Es braucht tagelange Übungen; endlich kommt ein Laut über die Lippen des taubstummen Kindes; es hat die Bewegungen